

Der Sturm zerbrach im Waldestraum  
Einen jungen unbelaubten Baum,  
Mit zudender Faser hält er sich fest  
Am Wurzelstamm, eh' die Kraft ihn  
verläßt.

So müd' ist er, so sterbensmatt,  
Er sorgt um kein einziges grünes  
Blatt,  
Doch weiße Blüten jagt er an's Licht,  
Daß ein Leuchten aus seinen Zweigen  
bricht.

Und durch die athemlos lauschende  
Luft  
Sein letztes Sehnen in Dürften ruft ...  
Er weiß, wenn die Blüten zerflattert  
sind,  
Säufelt durch tobt Zweige der Wind.

Der Dorfschul-Lehrer.

Stizte aus dem Schwarzwald von  
Miriam Bin Runyan.

Die Mittagsstunde steht hoch über  
dem Schwarzwald. Große Rinder-  
herden weiden friedlich am Fuße des  
Feldberges, welcher den mächtigen  
Gipfel zu den Wolken emporredt.

Schwüle Hitze liegt über dem  
Dorfe. Nur ein paar vereinzelte  
Menschen lassen sich auf den schatten-  
losen, staubigen Gäßchen blicken.

Auf allen Hügeln rings herum  
wuchert die blaue Erica in Hülle und  
Fülle. Aber die feltene weiße  
Erica ist nur hoch oben auf dem Feld-  
berg zu finden; und wenn man die  
Augen emporschlägt zu dem endlosen  
schneeigen Mittelfelde, so ist es Ein-  
nem schier als ob der Feldberg eine  
Schneelappe trüg!

Droben am Bergeshang, wo das  
Gras am frischesten und grünsten  
hervorsproßt, sieht ein Bauernmäd-  
chen mit der Sichel in der Hand und  
schneidet Futter für die Ziegen.

„Grüß Gott, Dirndl!“ sagt eine  
Stimme neben ihr.

Die Erica, oder vielmehr „das  
Ritterl“, wie sie überall im Dorfe ge-  
nannt wird, schreit empor.  
„Schau! Der Martl!“ meint sie  
spöttisch, „herzich, das ist aber was  
Neu's. Seit wann steigt denn der  
faule Thal-Martl im Gebirg' her-  
um?“

„D' weißt ganz quat, daß i Dir  
nachg'stiegen bin“, knurrt der Ange-  
redete. Als er aber fast den Arm um  
sie legen will, hebt sie blitzschnell zur  
Abwehr die Sichel gegen ihn empor.  
„Laß' mi aus!“ ruft sie ärgerlich.

Der Martl weicht im ersten Augen-  
blick erschrocken zurück.

„Sei nit so g'itza, Ritterl!“ lacht  
er dann. „I will mich bloß a Weis-  
chen zu Dir legen. Komm, laß uns  
g'scheit miteinander reden.“  
„Du und g'scheit!“ versucht sie  
lustig zu spotten, aber die Stimme  
zittert ihr, und sie ist roth und ver-  
legen geworden.

„Siehst du!“ fängt der Martl an  
und wirft sich neben ihr in's Gras.  
„Daß i Di gern hab', hast ja längst  
g'wußt. I hab's in der Welt zu was  
bracht. Reiche Bauern giebt's g'nua  
im Schwarzwald, aber der Martl ist  
halt doch noch der Reichst' von Allen.  
Sag, was meinst, Ritterl? Hätt'st  
was dawider wenn sie uns nächsten  
Sonntag in der Dorfschul' aufbieten  
thäten?“

Das Ritterl ist ganz still und hält  
das Köpfchen gesenkt.

Als die Antwort gar zu lang aus-  
bleibt, wird der Martl ungeduldig.  
„Zwegen was schweigst denn? So  
red' doch. I werd' Di nit beißen.“  
Da hebt das Ritterl den Kopf und  
schlägt die Augen furchtsam zu ihm  
auf.

„I bin dem Lehrer quat“, sagt sie  
scheu.

Hell aufschauen muß der Martl.  
„Dem Dorfschul'-Lehrer?“ ruft er  
belustigt.

„Jezass, und in so a bleichen, stillen  
Stubenboden hast Du vergrast? Laß  
Di nit auslachen, Dirndl!“

Der Burdich' ist aufgesprungen und  
hat sich mit dem Rücken an einen  
Baumstamm gelehnt. Kopf schüttelnd  
und erstaunt sieht er auf das Mäd-  
chen nieder.

„Mabel“, fragt er ungläubig,  
„bist denn wirklich von Sinnen, daß D'  
mi nit haben willst? Weißt D' nit,  
daß sie mi All' den „Schluchsel-  
Bauern“ nennen? All' das Land um  
den See herum ist mein. Was?  
Magst immer noch nit? Geh“, sag  
„Ja“, Ritterl, sollst's auch gut bei mir  
haben. Deinen Bruder, den armen  
Holzhader, thät i als meinen Groß-  
tnecht nehmen. Deinem Mutterl thät  
i gar das Häuschen am Berge schen-  
ken und auf a paar gute Milchküb'  
würd's mir auch nit antommen.“

„I bin halt dem Lehrer quat“,  
wiederholt das Ritterl leis.

„Natürl, wann Du „Nein“ sagst“,  
meint der Martl langsam und sieht  
sie lauernd an, „dann müßt Ihr raus  
aus dem Häusle. D' weißt wohl, der  
Grund und Boden g'hört mein. I  
hab's Euch nur zu dem Spottpreis  
geben, weil i Di allzeit schon lieb  
hatt'. Und die G'schicht' mit dem  
Schulmeister kannst Du auch gleich  
aus dem Kopf schlagen. So a Jam-  
mer-Lappen! So a verhungertes Ge-  
sell!“

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 27. Oktober 1905 (Zweiter Theil.) Jahrgang 26 No. 9.

„Mein verehrter Herr“, sagte er, „ich  
glaube, der kommt mit den zwanzig  
Markt nicht wieder.“

Das war eine schöne Geschichte. Ich  
wartete noch ein bisschen und ging  
dann los. Aber schon bei dem nächsten  
Geflügelhändler kam mir der Ge-  
dante: Nun gerade. Sollte ich schließ-  
lich nicht einmal mehr eine Hühner-  
suppe essen können! Also frisch darauf  
los.

„Mein Herr, was kosten die Hüh-  
ner?“  
„Das ist verschieden, je nach Quali-  
tät.“

Bald hatte ich zwei Hühner @ 1.75  
Markt erstanden. Leider hatte auch die-  
ser Mann kein geeignetes Verpackungsmaterial  
für lebende Hühner. Aber er  
hatte eine Idee.

„Kaufen Sie sich drüben beim Sei-  
ler ein Netz!“  
Das ging. Ich erstand für eine  
Markt ein tadelloses Netz, und meine  
Hühner wurden hinein gesteckt.

Raum hatte ich das Netz in der  
Hand, als es mir auch schon entfallen  
war. Die ängstlichen Hühner flatter-  
ten und blusierten, und da das Netz  
nicht zugezogen war, gelang es einem  
meiner Hühner zu entweichen. Nach-  
dem man mich gehörig ausgelacht,  
machte sich der halbe Wochenmarkt auf  
die Jagd. Endlich glückte es. Man  
hatte meinen Ausreißer wieder. Nach-  
dem ich dem glücklichen Fänger fünfzig  
Pfennig Trinkgeld gegeben und die  
Schlinge fest zugezogen hatte, machte  
ich mich auf den Weg.

Nach Lösung der Fahrkarte passirte  
ich glatt die Bahnsteigkontrolle mit  
meinen Hühnern, die sich immerfort  
hin und her bewegten und schlecht zu  
transportieren waren. Ich setzte mich  
gemächlich in den Zug und schob mein  
Netz unter die Bank.

Ich dachte an die Freude meiner  
Frau und an die meine, wenn die  
Hühner erst auf dem Tische stehen wür-  
den. Schon spürte ich den Duft der  
Suppe in meiner Nase und sog mit  
Wohlfühlgefühl denselben ein. Da, mit  
einem Male trat der Konduktur auf  
mich zu, verlangte meine Fahrkarte  
und ... entdeckte meine Hühner. Ob-  
wohl ich der einzige Fahrgast im Ab-  
theil war, fragte er doch:

„Wem gehören die Hühner?“  
Ich war sehr höflich: „Mir, mein  
Herr!“

„Ja, das giebt's nicht. Lebendes  
Geflügel darf nicht mit in's Coupe ge-  
nommen werden, die müssen raus.“  
Ich war ganz perplex. Da der Kon-  
dukteur aber fort ging, dachte ich, es  
würde klappen. Aber schon nach weni-  
gen Minuten war er wieder da.

„Na, die Hühner sind ja noch da.“  
„Aberdings, ich weiß nicht, was ich  
mit denselben machen soll.“  
„Ja, das geht mich nichts an, die  
Thiere (Thiere sagte er) müssen raus.“  
„Könnte ich denn kein Hundebillet  
dafür kaufen.“

„Nein, das geht nicht, die müssen  
raus.“  
Was thun. In fünf Minuten ging  
mein Zug. Ich zu verflammen, hätte  
großen Schaden gebracht. Ich mußte  
also versuchen, den Mann zu gewin-  
nen. Ein fünfzig Pfennig Trinkgeld, den  
ich ihm anbot, fruchtete nichts. Nun wur-  
de ich groß.

„Herr! Ich werde die Hühner mit-  
nehmen. Man hätte mir früher Bescheid  
sagen können, schon als ich den  
Bahnsteig betrat, hätte man mich dar-  
auf aufmerksam machen müssen.“  
Der Konduktur holte jetzt den Sta-  
tionsvorsteher, verschiedene andere Be-  
amte kamen auch noch. Es gab einen  
Anlauf, und das Ende war, daß man  
die Hühner mit Gewalt aus dem Coupe  
entfernen wollte. Ich kam dem zu-  
vor, nahm mein Netz und gab es sammt  
den Hühnern einem Gepäckschützer.

„Hier haben Sie ein paar Hühner  
zum Sonntagsbraten.“  
Zu dem ganz erstaunt zusehenden  
Beamten sagte ich: „Meine Herren, ich  
werde mein Recht schon kriegen. Ich  
werde an die Bahnverwaltung schrei-  
ben und Schadenersatz verlangen, da  
ich durch die Fahrlässigkeit des Beam-  
ten, der die Bahnsteigkontrolle aus-  
übt, geschädigt worden bin.“

Die lachten. Der Zug fuhr ab.  
Meine uto Laune war dahin. Erst  
am Ende der Reise dachte ich darüber  
nach, daß es doch Unfinn sei, sich des-  
wegen zu ärgern. In Berlin ange-  
langt, war ich schon wieder so weit,  
daß ich mich mit dem Gedanken trug,  
trotz allem eine Hühnersuppe zu genie-  
ßen.

Nach einigem Schwanken entschloß  
ich mich, ein Huhn zu kaufen. Schon  
war ich in der Markthalle, als es mir  
nach meinen bisherigen Erfahrungen  
rätlich schien, lieber ein tobes Huhn  
zu kaufen. Mir gefiel teins. Ich ent-  
schloß mich, nach Tieg zu fahren.

Schon nach kurzer Auswahl hatte  
ich ein großartiges Exemplar für nur  
zwei Markt erworben und ging stolz  
den heimischen Penaten zu.

Meine Frau empfing mich herzlich.  
Ihr Gesicht wurde aber merklich lan-  
ger, als das Huhn zum Vorschein kam.  
„Aber Heinrich, jetzt ein Huhn, wo  
du doch weißt, daß mein großer Topf  
lethrin entzwei gegangen ist.“

Auch das noch. Ich aber beschloß,  
alle Hindernisse zu überwinden, und  
ging einen Topf kaufen. Den ent-  
zweidendsten aller Töpfe erwarb ich.  
Damit er nicht etwa auch wieder ent-  
zwei gehen könne, nahm ich vorsorglich  
eine Weise ein aus Emalle.

Meine Frau war entsetzt. „Aber ich  
soll doch nur ein Huhn kochen, du hast  
ja einen Topf gebracht, in dem sieben  
Hühner Laden, wiegt neun Pfund  
und kostet drei Markt fünfundvierzig.“  
Meine Frau hörte garnicht zu.

„Und der Dedel? Wo ist der  
Dedel?“  
Ja, wo war der Dedel. Die nie-  
derträchtige Verkäuferin hatte mir ei-  
nen Topf ohne Dedel verkauft.  
„Ich werd' einen Dedel holen.“  
Der Dedel pagte nicht. Ich ging ein  
zweites Mal, belud mich aber diesmal  
vorsichtiger Weise mit dem neupfün-  
digen Topf, damit ich einen passenden  
Dedel kriegen und lenkte meine Schritte  
abermals nach dem Emallegeschäft.

„Ja, Kuchel! Der heimtückische  
Mensch hatte seinen Laden zugemacht,  
und es war doch erst anderthalb Mi-  
nuten über neun. Ich war ganz zers-  
chmettert. Erst nachdem ich zwei  
halbe Liter Kuhlbadger getrunken,  
traute ich mich gahast nach Hause.“

Meine Frau witterte nicht schlecht.  
„Natürlich, nun sieh ich da, habe  
keinen Braten zum Festtag gekauft,  
wegen deines dummen Huhnes (als wenn  
das Huhn was dazu konnte). Morgen  
am ersten Festtag sind die Läden zu,  
da kannst du ja sehen, was du isst.“  
Ich war erstlich böse.

„Liebe Lotte, wenn du mich um  
meine erkohnte Hühnersuppe bringst,  
bin ich mindestens drei Monat und  
siebenunddreißig Tage böse.“  
Das half. Benignitäts dachte meine  
Frau angezengt nach. Dann sagte sie:

„Lieber Heinrich, weil du dich denn  
so sehr nach einer Hühnersuppe sehnst,  
will ich mal sehen, was sich da machen  
läßt. Ich werde zur Frau Keibel ge-  
hen, die pumpt mir vielleicht einen  
Topf.“

Fast war es mir leid, Frau Keibel  
die Klatschbabe, und meine Frau, das  
würde ja nett werden. Wirklich kam  
eine Frau um halb zwölf mitten in  
der Nacht wieder. Da sie einen Koch-  
topf hatte, so beruhigte ich mich.

„Frau Keibel mußte ihn erst herfu-  
chen, daher hat es so lange gedauert.  
(Oh, diese Weiber). Ist aber ein schö-  
ner Topf, echt französisches Steingut,  
innen glaziert, außen nicht. Das ist  
jeht das Neueste. Er soll von wunder-  
barer Wirkung sein. Da wird dir deine  
Hühnersuppe noch schöner schmecken.“  
Ich war selig, meine Träume waren  
entzündet. Der Mittelpunkt dersel-  
ben war ein wunderschönes Huhn und  
eine Hühnersuppe, wie es noch keine  
schönere gegeben.

Am anderen Morgen war ich schon  
früh auf. Mit hochgetrempten blo-  
ßen Armen stand ich neben meiner  
Frau am Kochtopf und war emsig be-  
müht, die Hühnersuppe recht schön zu  
machen. Meiner Frau schien das nicht  
recht zu gefallen, sie meinte, ich habe  
den „Hühnerlappentopf“. Ich ließ  
mich indessen nicht stören, sondern  
rührte und kochte, daß es eine Art  
hatte.

Meine Frau wollte etwas Holz nach-  
legen. Ich sollte den Topf abnehmen,  
damit es schneller ginge. Ich nahm voll  
Stolz den Topf, und ... pardaus  
lag der Topf, dessen Henkel heiß war,  
am Boden. Zerbrochen. Mein Huhn  
im Schmutz.

Ich setzte meinen Hut auf und ver-  
ließ schweigend meine Wohnung. Erst  
in meiner Stammkneipe — Hühner-  
suppe war natürlich alle geworden —  
kam ich wieder zur Ruhe. Mit Ueber-  
legenheit holte ich ein Blatt aus der  
Tasche und notirte:

Für einen gepfändeten Hahn 20,00 Mt.  
für ein Netz . . . . . 1,00 „  
für zwei Hühner . . . . . 3,50 „  
Trinkgeld . . . . . 0,50 „  
Fahrkarte zu Tieg . . . . . 0,10 „  
ein tobes Huhn . . . . . 2,00 „  
ein Topf . . . . . 3,45 „  
ein Dedel . . . . . 0,55 „

Der Dorfschul-Lehrer denkt an seine  
leere Speisekammer, in welcher selten  
genug Butter und Speck hängen. Wie  
oft hat ihm der Magen getnurt! Wie  
oft ist er hungrig zu Bett gegangen!

Aber alle Tafelfreunden der Welt  
würden ihn jetzt nicht loden.  
„Laß' mich in Ruh“, Schluchsel-  
Bauer“, schreit er wild. „Ich kann  
nicht, ich kann's wahrhaftig nicht.  
Um Gottes Barmherzigkeit willen,  
Bauer, geh heim und laß' mich in  
Ruh!“

Der Martl pfeift ärgerlich durch  
die Zähne.  
„Dollster Kerl!“ murmelt er ver-  
driehtlich und schlägt die Thür hinter  
sich zu.

Die Sonne ist längst untergegangen.  
Lange graue Schatten senken  
sich über das Thal. Rings im Dorfe  
werden die Oellämpchen angezündet,  
nur im Schulhause brennt noch kein  
Licht.

Der Lehrer steht am Fenster und  
hat die heiße Stirn gegen die Scheiben  
gepreßt.

Er blickt in die Höhe nach dem  
weißen Häuschen, wo das Berg-Ritterl  
mit der alten Mutter wohnt.

Da oben ist auch Alles dunkel und  
still. Ob wohl die blonde Erica an  
ihn denkt?

Aber jetzt wird es hell am Abhang.  
Mit Musik und Fiedeln zieht der  
Schluchsel-Bauer den Berg hinauf.

Große Freudenfeuer werden droben  
angezündet, die Burschen schießen ihre  
Stuben ab und das gellende Jauchzen  
der Schuhplattl-Tänzer dringt zu ihm  
herab.

Der Dorfschul-Lehrer tritt vom  
Fenster zurück. Er wirft sich auf den  
Stuhl und stützt die Ellbogen auf den  
Tisch.

„Erica! Erica!“ stöhnt er vor sich  
hin.

Er kratzt die Finger in die Ohren,  
und die lustige Musik nicht zu hören;  
den Kopf läßt er auf die Tischplatte  
sinken und sein schwächlicher Körper  
erschütteret.

### Die Hühnersuppe.

Humoreste von Heinrich Hartmann.

Ich hatte nichts mehr zu thun, und  
schlenderte gemächlich über den Wo-  
chenmarkt. Mein Zug ging erst in ei-  
ner Stunde. Ich konnte also noch ge-  
mächlich ein bisschen die Stadt ansehen.  
Plötzlich kam mir ein Gebante. Wie  
wäre es, wenn du deiner Frau etwas  
von der Reife mitbrächtest? Ich dachte  
nach, etwas Vernünftiges mußte es  
schon sein. Plötzlich stand ich vor ei-  
nem Geflügelhändler. Und in demsel-  
ben Moment hatte ich auch entdeckt  
was ich meiner Frau mitbringen  
wollte.

Ein paar Hühner. Das war prak-  
tisch, und außerdem hatte ich mir schon  
lange eine rechte fetter Hühnersuppe ge-  
wünscht.

Ich trat auf den Händler zu. „Sa-  
gen Sie mal, was kostet denn ein  
Huhn?“

„Oh, das ist verschieden. Drei  
Markt, zwei Markt und noch billiger.“  
„Ein gutes muß es schon sein.“

Wir einigten uns auf ein festes  
Exemplar der Gattung, das drei Markt  
kosten sollte.

„Ja, und wie transportire ich das  
Thier?“

„Na, ich schlachte es gleich und wickle  
es Ihnen gut ein.“

Aber da kam der Mann schön an.  
„Nein, den Hahn muß ich lebendig mit-  
bringen, sonst hat die ganze Geschichte  
keinen Zweck.“

Wir dachten hin und her, schließlich  
meinte der Mann: „Ich gebe Ihnen ein-  
zigen kleinen Beutel für fünfundsün-  
zig Pfennig, da thun wir den Hahn hin-  
ein, das geht ganz gut.“

Ich war einverstanden. Ich bezahlte  
und gab ihm, da ich kein kleines Geld  
besaß, ein Zwanzigmarksstück. Der  
Mann wollte los gehen, und von sei-  
nem Bruder, der auch auf dem Markte  
sei, einen Sach holen. In demselben  
Moment traten verschiedene Leute, da-  
runter ein Gerichtsvollzieher, auf den  
Händler zu und ... präbäten sein  
Geflügel. Nach vielem Lamentieren er-  
klärte sich der Gerichtsvollzieher bereit,  
den von mir gekauften Hahn heraus-  
zugeben. Der Händler ging darauf hin  
einen Satz zu holen. Da er eine lange  
Zeit weglieb, sprach ich mit dem Ge-  
richtsvollzieher, und sprach auch von  
den zwanzig Markt. Raum hatte ich  
das gesagt, so fing der Gerichtsvoll-  
zieher an zu lachen.

„Nanu, warum lachen Sie denn?“  
Der war sogleich wieder ernst.

„Mein verehrter Herr“, sagte er, „ich  
glaube, der kommt mit den zwanzig  
Markt nicht wieder.“

Das war eine schöne Geschichte. Ich  
wartete noch ein bisschen und ging  
dann los. Aber schon bei dem nächsten  
Geflügelhändler kam mir der Ge-  
dante: Nun gerade. Sollte ich schließ-  
lich nicht einmal mehr eine Hühner-  
suppe essen können! Also frisch darauf  
los.

„Mein Herr, was kosten die Hüh-  
ner?“  
„Das ist verschieden, je nach Quali-  
tät.“

Bald hatte ich zwei Hühner @ 1.75  
Markt erstanden. Leider hatte auch die-  
ser Mann kein geeignetes Verpackungsmaterial  
für lebende Hühner. Aber er  
hatte eine Idee.

„Kaufen Sie sich drüben beim Sei-  
ler ein Netz!“  
Das ging. Ich erstand für eine  
Markt ein tadelloses Netz, und meine  
Hühner wurden hinein gesteckt.

Raum hatte ich das Netz in der  
Hand, als es mir auch schon entfallen  
war. Die ängstlichen Hühner flatter-  
ten und blusierten, und da das Netz  
nicht zugezogen war, gelang es einem  
meiner Hühner zu entweichen. Nach-  
dem man mich gehörig ausgelacht,  
machte sich der halbe Wochenmarkt auf  
die Jagd. Endlich glückte es. Man  
hatte meinen Ausreißer wieder. Nach-  
dem ich dem glücklichen Fänger fünfzig  
Pfennig Trinkgeld gegeben und die  
Schlinge fest zugezogen hatte, machte  
ich mich auf den Weg.

Nach Lösung der Fahrkarte passirte  
ich glatt die Bahnsteigkontrolle mit  
meinen Hühnern, die sich immerfort  
hin und her bewegten und schlecht zu  
transportieren waren. Ich setzte mich  
gemächlich in den Zug und schob mein  
Netz unter die Bank.

Ich dachte an die Freude meiner  
Frau und an die meine, wenn die  
Hühner erst auf dem Tische stehen wür-  
den. Schon spürte ich den Duft der  
Suppe in meiner Nase und sog mit  
Wohlfühlgefühl denselben ein. Da, mit  
einem Male trat der Konduktur auf  
mich zu, verlangte meine Fahrkarte  
und ... entdeckte meine Hühner. Ob-  
wohl ich der einzige Fahrgast im Ab-  
theil war, fragte er doch:

„Wem gehören die Hühner?“  
Ich war sehr höflich: „Mir, mein  
Herr!“

„Ja, das giebt's nicht. Lebendes  
Geflügel darf nicht mit in's Coupe ge-  
nommen werden, die müssen raus.“  
Ich war ganz perplex. Da der Kon-  
dukteur aber fort ging, dachte ich, es  
würde klappen. Aber schon nach weni-  
gen Minuten war er wieder da.

„Na, die Hühner sind ja noch da.“  
„Aberdings, ich weiß nicht, was ich  
mit denselben machen soll.“  
„Ja, das geht mich nichts an, die  
Thiere (Thiere sagte er) müssen raus.“  
„Könnte ich denn kein Hundebillet  
dafür kaufen.“

„Nein, das geht nicht, die müssen  
raus.“  
Was thun. In fünf Minuten ging  
mein Zug. Ich zu verflammen, hätte  
großen Schaden gebracht. Ich mußte  
also versuchen, den Mann zu gewin-  
nen. Ein fünfzig Pfennig Trinkgeld, den  
ich ihm anbot, fruchtete nichts. Nun wur-  
de ich groß.

„Herr! Ich werde die Hühner mit-  
nehmen. Man hätte mir früher Bescheid  
sagen können, schon als ich den  
Bahnsteig betrat, hätte man mich dar-  
auf aufmerksam machen müssen.“  
Der Konduktur holte jetzt den Sta-  
tionsvorsteher, verschiedene andere Be-  
amte kamen auch noch. Es gab einen  
Anlauf, und das Ende war, daß man  
die Hühner mit Gewalt aus dem Coupe  
entfernen wollte. Ich kam dem zu-  
vor, nahm mein Netz und gab es sammt  
den Hühnern einem Gepäckschützer.

„Hier haben Sie ein paar Hühner  
zum Sonntagsbraten.“  
Zu dem ganz erstaunt zusehenden  
Beamten sagte ich: „Meine Herren, ich  
werde mein Recht schon kriegen. Ich  
werde an die Bahnverwaltung schrei-  
ben und Schadenersatz verlangen, da  
ich durch die Fahrlässigkeit des Beam-  
ten, der die Bahnsteigkontrolle aus-  
übt, geschädigt worden bin.“

Die lachten. Der Zug fuhr ab.  
Meine uto Laune war dahin. Erst  
am Ende der Reise dachte ich darüber  
nach, daß es doch Unfinn sei, sich des-  
wegen zu ärgern. In Berlin ange-  
langt, war ich schon wieder so weit,  
daß ich mich mit dem Gedanken trug,  
trotz allem eine Hühnersuppe zu genie-  
ßen.

Nach einigem Schwanken entschloß  
ich mich, ein Huhn zu kaufen. Schon  
war ich in der Markthalle, als es mir  
nach meinen bisherigen Erfahrungen  
rätlich schien, lieber ein tobes Huhn  
zu kaufen. Mir gefiel teins. Ich ent-  
schloß mich, nach Tieg zu fahren.

Schon nach kurzer Auswahl hatte  
ich ein großartiges Exemplar für nur  
zwei Markt erworben und ging stolz  
den heimischen Penaten zu.

Meine Frau empfing mich herzlich.  
Ihr Gesicht wurde aber merklich lan-  
ger, als das Huhn zum Vorschein kam.  
„Aber Heinrich, jetzt ein Huhn, wo  
du doch weißt, daß mein großer Topf  
lethrin entzwei gegangen ist.“

Auch das noch. Ich aber beschloß,  
alle Hindernisse zu überwinden, und  
ging einen Topf kaufen. Den ent-  
zweidendsten aller Töpfe erwarb ich.  
Damit er nicht etwa auch wieder ent-  
zwei gehen könne, nahm ich vorsorglich  
eine Weise ein aus Emalle.

Meine Frau war entsetzt. „Aber ich  
soll doch nur ein Huhn kochen, du hast  
ja einen Topf gebracht, in dem sieben  
Hühner Laden, wiegt neun Pfund  
und kostet drei Markt fünfundvierzig.“  
Meine Frau hörte garnicht zu.

„Und der Dedel? Wo ist der  
Dedel?“  
Ja, wo war der Dedel. Die nie-  
derträchtige Verkäuferin hatte mir ei-  
nen Topf ohne Dedel verkauft.  
„Ich werd' einen Dedel holen.“  
Der Dedel pagte nicht. Ich ging ein  
zweites Mal, belud mich aber diesmal  
vorsichtiger Weise mit dem neupfün-  
digen Topf, damit ich einen passenden  
Dedel kriegen und lenkte meine Schritte  
abermals nach dem Emallegeschäft.

„Ja, Kuchel! Der heimtückische  
Mensch hatte seinen Laden zugemacht,  
und es war doch erst anderthalb Mi-  
nuten über neun. Ich war ganz zers-  
chmettert. Erst nachdem ich zwei  
halbe Liter Kuhlbadger getrunken,  
traute ich mich gahast nach Hause.“

Meine Frau witterte nicht schlecht.  
„Natürlich, nun sieh ich da, habe  
keinen Braten zum Festtag gekauft,  
wegen deines dummen Huhnes (als wenn  
das Huhn was dazu konnte). Morgen  
am ersten Festtag sind die Läden zu,  
da kannst du ja sehen, was du isst.“  
Ich war erstlich böse.

„Liebe Lotte, wenn du mich um  
meine erkohnte Hühnersuppe bringst,  
bin ich mindestens drei Monat und  
siebenunddreißig Tage böse.“  
Das half. Benignitäts dachte meine  
Frau angezengt nach. Dann sagte sie:

„Lieber Heinrich, weil du dich denn  
so sehr nach einer Hühnersuppe sehnst,  
will ich mal sehen, was sich da machen  
läßt. Ich werde zur Frau Keibel ge-  
hen, die pumpt mir vielleicht einen  
Topf.“

Fast war es mir leid, Frau Keibel  
die Klatschbabe, und meine Frau, das  
würde ja nett werden. Wirklich kam  
eine Frau um halb zwölf mitten in  
der Nacht wieder. Da sie einen Koch-  
topf hatte, so beruhigte ich mich.

„Frau Keibel mußte ihn erst herfu-  
chen, daher hat es so lange gedauert.  
(Oh, diese Weiber). Ist aber ein schö-  
ner Topf, echt französisches Steingut,  
innen glaziert, außen nicht. Das ist  
jeht das Neueste. Er soll von wunder-  
barer Wirkung sein. Da wird dir deine  
Hühnersuppe noch schöner schmecken.“  
Ich war selig, meine Träume waren  
entzündet. Der Mittelpunkt dersel-  
ben war ein wunderschönes Huhn und  
eine Hühnersuppe, wie es noch keine  
schönere gegeben.

zu kaufen. Mir gefiel teins. Ich ent-  
schloß mich, nach Tieg zu fahren.

Schon nach kurzer Auswahl hatte  
ich ein großartiges Exemplar für nur  
zwei Markt erworben und ging stolz  
den heimischen Penaten zu.

Meine Frau empfing mich herzlich.  
Ihr Gesicht wurde aber merklich lan-  
ger, als das Huhn zum Vorschein kam.  
„Aber Heinrich, jetzt ein Huhn, wo  
du doch weißt, daß mein großer Topf  
lethrin entzwei gegangen ist.“

Auch das noch. Ich aber beschloß,  
alle Hindernisse zu überwinden, und  
ging einen Topf kaufen. Den ent-  
zweidendsten aller Töpfe erwarb ich.  
Damit er nicht etwa auch wieder ent-  
zwei gehen könne, nahm ich vorsorglich  
eine Weise ein aus Emalle.

Meine Frau war entsetzt. „Aber ich  
soll doch nur ein Huhn kochen, du hast  
ja einen Topf gebracht, in dem sieben  
Hühner Laden, wiegt neun Pfund  
und kostet drei Markt fünfundvierzig.“  
Meine Frau hörte garnicht zu.

„Und der Dedel? Wo ist der  
Dedel?“  
Ja, wo war der Dedel. Die nie-  
derträchtige Verkäuferin hatte mir ei-  
nen Topf ohne Dedel verkauft.  
„Ich werd' einen Dedel holen.“  
Der Dedel pagte nicht. Ich ging ein  
zweites Mal, belud mich aber diesmal  
vorsichtiger Weise mit dem neupfün-  
digen Topf, damit ich einen passenden  
Dedel kriegen und lenkte meine Schritte  
abermals nach dem Emallegeschäft.

„Ja, Kuchel! Der heimtückische  
Mensch hatte seinen Laden zugemacht,  
und es war doch erst anderthalb Mi-  
nuten über neun. Ich war ganz zers-  
chmettert. Erst nachdem ich zwei  
halbe Liter Kuhlbadger getrunken,  
traute ich mich gahast nach Hause.“

Meine Frau witterte nicht schlecht.  
„Natürlich, nun sieh ich da, habe  
keinen Braten zum Festtag gekauft,  
wegen deines dummen Huhnes (als wenn  
das Huhn was dazu konnte). Morgen  
am ersten Festtag sind die Läden zu,  
da kannst du ja sehen, was du isst.“  
Ich war erstlich böse.

„Liebe Lotte, wenn du mich um  
meine erkohnte Hühnersuppe bringst,  
bin ich mindestens drei Monat und  
siebenunddreißig Tage böse.“  
Das half. Benignitäts dachte meine  
Frau angezengt nach. Dann sagte sie:

„Lieber Heinrich, weil du dich denn  
so sehr nach einer Hühnersuppe sehnst,  
will ich mal sehen, was sich da machen  
läßt. Ich werde zur Frau Keibel ge-  
hen, die pumpt mir vielleicht einen  
Topf.“